

ausführlichen Anmerkungen zu den einzelnen Beiträgen, vermittelt er einen Einblick in Fragestellungen und Methoden der katholischen amerikanischen Moralphilosophie, die oft nur durch eine unscharfe Grenze von der Theologie getrennt ist. Die immer wieder zitierte, inspirierende Autorität hinter den Beiträgen ist Charles Taylor, *The Ethics of Authenticity* (Harvard U. P. 1991), der eine dreifache Quelle des Unbehagens an der Moderne herausstellt: den Individualismus, den Primat der instrumentellen Vernunft und die zunehmende Einengung unserer Entscheidungsmöglichkeiten durch die Strukturen und Institutionen einer industriell-technologischen Gesellschaft.

Für die Analyse und Therapie der internalisierten Unterdrückung zieht *Judith W. Kay* die Habitus-Lehre des Aquinaten heran; die Beseitigung internalisierter Unterdrückung wird gesehen als ein moralischer Prozeß, der von destruktiven Haltungen zur Tugend führt. *Diana Fritz Cates* fragt, was es bedeutet, die Erfahrung von Frauen ernst zu nehmen. Dazu analysiert sie mit Hilfe von Thomas' Ausführungen über den Zorn (S.th. 1–2 q.46–48) Teile aus dem Werk der schwarzen lesbischen Dichterin und Essayistin Audrey Lord. Der Beitrag des *Herausgebers* „Child Abuse and Embodiment from a Thomistic Perspective“ beschreibt zunächst die Kindesmißhandlung und deren Wirkungen, um sie dann aus der Sicht der Anthropologie des Aquinaten zu beleuchten. Herangezogen werden vor allem die anthropologischen Quaestionen der *Prima pars* (S.th. 1 q.75) und der Traktat *De passionibus* (S.th. 1–2 q.22–48). Das ist freilich ein sehr weiter Rahmen gegenüber einem speziellen Problem. Ich muß gestehen, daß mich die einzelnen Interpretationen nicht immer überzeugt haben. *Paul J. Wadell, C. P.*, schreibt über die Rolle der *caritas* in der Moralthologie des Aquinaten. Auch hier steht eine Beschreibung der aktuellen Situation, die Trivialisierung der Freundschaft in der modernen Gesellschaft, am Anfang. Es folgt eine kurze Darstellung der Freundschaft und ihrer moralischen Bedeutung bei Aristoteles. Die beiden folgenden Teile sind eher zur Spiritualität als zur Moralphilosophie zu rechnen, und der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ist nicht leicht ersichtlich: Es geht um die Freundschaft mit Gott, und daß diese Freundschaft nach Thomas nicht von der Freundschaft mit Christus getrennt werden kann. *Romanus Cessario, P. O.*, bedauert, daß die Moralthologen die Tugend der *epieikeia* vergessen haben, während die Philosophen dabei sind, sie neu zu entdecken. Ohne einen weiteren aktuellen Ausgangspunkt behandelt sein Beitrag die *epieikeia* bei Aristoteles, bei Albert dem Großen und beim Aquinaten: im *Scriptum super Sententias*, in den *Sententiae libri Ethicorum* und in der *Summa theologiae* (2–2 q.120). F. RICKEN S. J.

HEIDBRINK, HORST, *Einführung in die Moralphsychologie*. Zweite, überarbeitete Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union 1996. VII/162 S.

Die Konzeption von „Lawrence Kohlberg ist in den letzten Jahrzehnten zur weitaus einflußreichsten, aber auch am heftigsten diskutierten Theorie der moralischen Entwicklung geworden“ (*W. Althof/F. Oser*, *Moralische Entwicklung und Erziehung, Kurseinheit 2: Probleme der Moralphsychologie*, Fernstudienkurs der Fernuniversität Hagen, Hagen 1989, 1). Nun war Kohlberg „zunächst offenbar davon ausgegangen“ (82), daß seine Hierarchie moralischer Stufen nur die von Jean Piaget unterschiedenen Typen von Moral erweitere bzw. differenziere (ebd.). So liegt es nahe, in einer Einführung in die Moralphsychologie auch beide Forscher zu behandeln.

Heidbrink hebt im ersten Kapitel seiner Publikation zunächst einmal die Perspektive der Moralphsychologie von der soziobiologischen und der philosophischen Betrachtungsweise der Moral ab. Es besteht seiner Ansicht nach „bislang kein zwingender Anlaß, psychologische Erkenntnisse seiner Moral auf irgendwelche biologischen Ursprünge zurückzuführen“ (9), da ein derartiger Zusammenhang von denen bewiesen werden müsse, die ihn behaupten. Dagegen scheint für H. die normative Perspektive der Philosophie von psychologischen Analysen nicht völlig ausgeblendet werden zu können (vgl. ebd.). – Das zweite Kapitel versucht den Horizont der Problematik, d. h. die ganze Vielfalt moralischer Fragen, anhand einer historischen Kasuistik zu umreißen, die, von Kant und dem vermeintlichen Recht zur Lüge aus Menschenliebe ausgehend, sich über *Billy Budd* bis zu den Mauerschützenprozessen oder dem Problem der Fremdenfeindlichkeit erstreckt (vgl. 10 ff.). – Das Kapitel über Jean Piaget beginnt mit allgemeinen Bemerkun-

gen zu Person und Rezeption des Werkes (20 ff.), um dann „einige für das Verständnis der Entwicklungstheorie“ (22) von Piaget „grundlegende Begriffe“ (ebd.) wie ‚Kognition‘, ‚Emotion‘, ‚Akkomodation‘, ‚Assimilation‘ und ‚Äquilibration‘ zu erläutern (vgl. 22 ff.). Danach exponiert H. die von Piaget unterschiedenen vier großen Phasen der kognitiven Entwicklung des Kindes (35 ff.) und schließlich die Ergebnisse der Forschungen über *Das moralische Urteil beim Kinde* mit der Unterscheidung von heteronomer und autonomer Moral, die spezifische Vorstellungen über Gerechtigkeit implizieren (44 ff.). Die Ausführungen über Piaget schließen mit Bemerkungen zur Validierung seiner Theorie durch spätere Untersuchungen (56 f.). – Lawrence Kohlberg hat gleich den Begriff der Gerechtigkeit in das Zentrum seiner Forschungen gestellt. Damit legte er zwar „eine vergleichsweise eng verstandene Konzeption“ (*D. Garz*, Lawrence Kohlberg zur Einführung, Hamburg 1996, 10) von Moral zugrunde, die „jedoch den Vorteil aufweist, gut begründbar zu sein“ (*Garz*, a. a. O., 10). H. stellt in seinem Kapitel über Kohlberg zunächst exemplarisch das methodische Fundament von dessen Untersuchungen vor, nämlich die sogenannten ‚moralischen Dilemmata‘, d. h. Situationen in der „Form eines Aversions-Aversions-Konfliktes“ (60), die mithin „nur zwei suboptimale Auswege“ (ebd.) offerieren. Danach werden die von Kohlberg festgestellten sechs Stufen von moralischen Urteilen beschrieben (62 ff.), die sich in Zweiergruppen auf drei Ebenen verteilen – „präkonventionelle (I), konventionelle (II) und postkonventionelle (III) Ebene“ (62) – und sich „weniger in zunehmendem Wissen um moralische Normen“ (ebd.) als „in qualitativ anderen Denkweisen über moralische Probleme“ (ebd.) unterscheiden. Zwar kann „die Entwicklung [...] natürlich individuell unterschiedlich schnell verlaufen oder bei irgendeiner Stufe stehenbleiben“ (ebd.), doch werden „die Stufen immer nacheinander und in derselben Reihenfolge“ (ebd.) durchlaufen.

„Kohlberg hat seine Stufenhierarchie immer wieder überarbeitet, verfeinert bzw. ergänzt“ (81). „Die beiden wichtigsten Ergänzungen“ (ebd.) bestehen in der Einführung von „*Zwischen- und Unterstufen*“ (ebd.). Allerdings versäumt H. bei deren Vorstellung nicht zu erwähnen, daß bis heute „umstritten“ (ebd.) ist, ob man solche Differenzierungen wirklich als „Verbesserungen“ (ebd.) ansehen dürfe. – Die moralischen Stufen beinhalten – in unterschiedlichem Maße – die Fähigkeit zur Übernahme sozialer Perspektiven. Diesen Aspekt erläutert H. unter Bezugnahme auf Untersuchungen von Selman, der sich dabei seinerseits auf die Arbeiten von Kohlberg bezogen hat (84 ff.). Danach arbeitet H. die Bedeutung der – auf Chomsky zurückgehenden – „Unterscheidung von Kompetenz und Performanz“ (93) für die Theorie von Kohlberg heraus und illustriert sie mit einer gelungenen Metapher: „Bezeichnet man [...] mit Kompetenz das höchstmögliche Entwicklungsniveau, das einem Individuum (unter Idealbedingungen) zur Verfügung steht, und mit Performanz das tatsächliche, in einer konkreten Situation erreichte Niveau [...], entspricht die Beziehung zwischen Kompetenz und Performanz der zwischen Treppenbau und -benutzung: ich kann nur die Stufen benutzen, die ich vorher gebaut habe. Die Benutzung einer Stufe ist also ein sicheres Indiz für deren Vorhandensein. Die Existenz einer Stufe ist jedoch keine hinreichende Bedingung dafür, daß sie in einer bestimmten Situation auch benutzt wird“ (ebd.). – „Logisch entspricht die Unterscheidung von Kompetenz und Performanz einer *asymmetrischen Voraussetzungsrelation*: das Kompetenzniveau ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung für ein entsprechendes hohes Performanzniveau“ (93 f.). Entsprechend diesem Schema kann man nach Ansicht von H. aber die Konzeptionen von Piaget, Selman und Kohlberg miteinander verknüpfen. „Die Entwicklung des logischen Denkens im Sinne Piagets ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die Entwicklung der sozialen Perspektive (Selman), die ihrerseits wiederum eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung des moralischen Urteils (Kohlberg) darstellt“ (94). – Das vierte Kapitel beschließt ein Abschnitt über den Zusammenhang von moralischem Urteilen und Handeln (98 ff.). Kohlberg sehe nicht „das moralische Handeln“ (100) allein vom moralischen Urteilsniveau determiniert (ebd.), sondern glaube vielmehr, daß noch „bestimmte ‚nicht-moralische‘ Fähigkeiten der ‚Ich-Kontrolle‘ die Ausführung der Handlung unterstützen“ (ebd.) müßten. Auch der Nachweis anderer ‚moralitätsverstärkender‘ Elemente – wie der ‚*Selbstaufmerksamkeit*“ (104) – dokumentieren die Komplexität der Beziehung von moralischem Denken und Handeln. – Das fünfte Kapitel –

„Denken Frauen anders?“ (108) – skizziert die durch Untersuchungen von Carol Gilligan aufgebrachte Diskussion um eine ‚männliche‘ und eine ‚weibliche‘ Moral (vgl. 108 ff.). Das sechste Kapitel beschäftigt sich mit Versuchen der „Erziehung zur Gerechtigkeit“ (120), d. h. Moralerziehungsprogrammen auf der Grundlage der Kohlberg’schen Theorie (vgl. 120 ff.).

Publizistisch gesehen beschäftigt sich Horst Heidbrink seit 1980 mit dem Problem der moralischen Entwicklung. Gegenwärtig ist er am Institut für Psychologie der Fernuniversität Hagen tätig, deren Kurse – der Rezensent spricht aus Erfahrung – sich gemeinhin durch ihre didaktische Qualität auszeichnen. Das gilt auch für die vorliegende Einführung in die Moralpsychologie, die über weite Strecken mit einem entsprechenden Kurs aus Hagen identisch ist.

TH. DAMAST

BECK-GERNSHEIM, ELISABETH. *Was kommt nach der Familie?* Einblicke in neue Lebensformen. München: Beck 1998. 196 S.

Auf dem Gebiet der früheren Bundesrepublik Deutschland ist die Anzahl nichtehelicher Lebensgemeinschaften von 137.000 im Jahr 1972 auf 1.338.000 im Jahr 1995 angestiegen. Dies ist ein Symptom dafür, daß es in bezug auf die Institution der Familie Auflösungserscheinungen und Probleme gibt. Aus diesem Grund habe ich das vorliegende Buch mit einer gewissen Spannung in die Hand genommen. Die Arbeit der bekannten Soziologin Beck-Gernsheim hat sechs Kapitel. Im ersten (Die neue Unübersichtlichkeit der Familie, 9–26) weist B.-G. darauf hin, daß in den westlichen Industriegesellschaften noch in den 50er und 60er Jahren die Familie weithin intakt war. In der Bundesrepublik Deutschland wurde sie im Grundgesetz verankert und unter den besonderen Schutz des Staates gestellt; im Alltag war sie das anerkannte und allgemein angestrebte Lebensmodell; der vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Theorie galt sie als notwendig für das Funktionieren von Staat und Gesellschaft. Heute dagegen ist die „Landschaft des Familienlebens“ unübersichtlich geworden. Immer mehr Menschen basteln sich ihre eigenen Lebensformen zusammen. Sie benutzen dabei Versatzstücke dieser oder jener Weltanschauung; damit haben sie Erfolg oder sie scheitern. Auch im zweiten Kapitel (Wenn Scheidung normal wird, 27–57) unterstreicht die Autorin vor allem die Veränderungen. An die Stelle der Unauflöslichkeit der Ehe (wenigstens im Prinzip) ist eine Art Absage an lebenslange Entwürfe und unwandelbare Identitäten getreten. Wenn Scheidung normal wird, dann wird das Eheleben gleichsam zu einer „Baustelle“. Die traditionelle Familie wird zwar nicht verschwinden, aber sie wird seltener werden, weil daneben andere Lebens- und Beziehungsformen entstehen. Im dritten Kapitel (Das Leben als Planungsprojekt, 58–83) unterstreicht B.-G. noch deutlicher, daß die Menschen heute die Familie nicht als (vorgegebene) Institution übernehmen, sondern sie (für sich) entwerfen und planen. Das Leben (und damit auch Ehe und Familie) ist ein Experimentierfeld von der Zeugung bis zum Tod. Freilich ist damit die Gefahr gegeben, daß der Mensch sich in den Akten des Kontrollierens, Kalkulierens und Absicherns am Ende selber verfängt. Moralische Lebensführung in der heutigen Gesellschaft ist ein riskantes Unterfangen und ein hochkomplizierter Balanceakt. Im vierten Kapitel des vorliegenden Buches (Generationenvertrag und Geschlechterverhältnis, 84–109) lenkt B.-G. den Blick auf das Verhältnis von Mann und Frau. Was bis vor einigen Jahrzehnten in (mehr oder weniger) klar definierten Bahnen ablief, gerät nun in Bewegung. Es ist nun nicht mehr bloß Stoff für private Gespräche, sondern wurde zum Thema, das Medien, Politik und Öffentlichkeit bewegt. B.-G. fordert vor allem ein Umdenken der Männer, die mehr Aufgaben in der Familie wahrnehmen müssen; mit einem Zitat von Bundespräsident Herzog: „Innerhalb der Familie muß geklärt werden, wie die Verantwortung für die Betreuung und Erziehung der Kinder mit den beruflichen Möglichkeiten und Plänen ... in Einklang gebracht werden kann. Dies stellt vor allem Rückfragen an die Männer, die bislang nur allzugen akzeptieren, daß die entstehenden Konflikte nur von den Frauen gelöst werden“ (109). Zu einer Familie gehört (normalerweise) das Kind. Darüber geht es im fünften Kapitel (Wir wollen ein Wunschkind, 110–130). B.-G. weist auf die rapiden (ja geradezu abenteuerlichen) Entwicklungen auf dem Feld der Medizintechnologie hin. Der Mensch aus der Retorte ist jetzt eine Möglichkeit. Unter diesen Bedingungen ist El-